

Beilage zu Nr. 7 des „Amts- und Anzeigeblasses.“

Gibenshof, den 16. Januar 1892.

Der letzte Postschirmeister.

Original-Nevelle von Th. Schmidt.

(1. Fortsetzung.)

Wald ist, soweit die Brautzeit dauht,
Der Schienenweg gepflanzet,
Es leucht und schneit und stampft und
Das Dampfrohr rings durchs Land.
II. U. Scheffel (Posthornklänge).

Das Posthaus in Bergkirchen lag in der Mitte des langgestreckten freundlichen Städtchens und machte mit seinen grügestrichenen Fensterläden und seiner weinberaukten Front einen anheimelnden Eindruck. Ein kleiner umzäunter Blumengarten, der durch einen mit rothen Fliesen belegten Weg von der Straße zur Eingangstür in zwei gleiche Theile zerlegt wurde, ließ erkennen, daß der Postmeister — diesen Titel legte Jeder dem Vorsteher des Postamts bei, obgleich derselbe ihm erst in den letzten Jahren seiner Amtsthätigkeit verliehen wurde — ein Freund der Kinder Florens war, denn im ganzen Orte gab es kein Gärtchen, das mit jenem sich vergleichen ließ.

Wie der Weg den Garten, so theilte auch ein mit gleichartigen Fliesen belegter Flur das Haus im Innern in zwei Hälften. Das war aber auch das einzige Regelmäßige an der ganzen Bauart des schon ziemlich alten Hauses. Während nämlich zu den links und rechts an den Flur stoßenden Wohnzimmern, von denen das eine die „gute Stube“ der Frau Postmeister war, zwei Stufen hinabführten, lag das Postdienstzimmer sieben Stufen über der Hausflur. Der Postmeister, ein hagerer, blasser, im Dienst ergrauter Mann, mit langem, weißen Bart und stets erstarrten aber nicht unfreundlichen Mienen, hatte vor Jahren sehr oft seiner behäbigen und sehr energischen „besseren Hälfte“ den Vorschlag gemacht, das Dienstzimmer in einen der unteren Räume zu verlegen, aber er war damit nicht durchgebrungen. Die Frau des Hauses wollte die besten Zimmer für sich und die Kinder behalten. „Wer zur Post wolle, könne auch die paar Stufen hinaufsteigen,“ so hatte sie ihrem Manne stets geantwortet und dabei war es geblieben.

Nun waren aber durch die sonderbare Lage des Dienstzimmers Unzuträglichkeiten in Bezug auf die Reinhaltung des Flures und der Treppentufen entstanden, über deren Beseitigung die äußerst reinliche Frau des Hauses lange vergeblich nachgedacht hatte. Endlich hatte sie einen Ausweg gefunden. Eines Sonntags Morgens — Hausflur und Treppe waren eben so sauber gesäubert, daß selbst das schärfste Auge kein Staubchen würde darauf entdecken — eines Morgens also war der Treppenaufgang durch ein in Ruhestand verfestigtes Gartengitter abgsperrt und über demselben hing, an einen Bindfaden befestigt, welcher oben auf der Treppe gerade über den sogenannten „Postschalter“ über einen dicken Nagel lief und im Dienstzimmer endete ein — Cigarrenkasten mit der Aufschrift: „Zum Einlegen der Postfächer.“ Großartiger Gedanke das! Leider fand derselbe nicht den gebührenden Beifall des Hausherrn, aber er mußte sich fügen, denn im Hause wußte sich die Frau Postmeister als allein Kommandirende zu behaupten.

Das Publikum lachte und der Hausherr zuletzt auch; die blendende Weiße der Treppentufen war wenigstens für den Sonntag gerettet. Mehrere Jahre funktionirte der ingeniose Fahrstuhl für Briefpostgegenstände, bis eines Tages der Postaufsichtsbeamte ihn entdeckte und seinem Dasein ein Ende machte. Freilich, auch dieser Herr schüttelte sich zunächst vor Lachen, aber er durfte die Weiterbenutzung nicht gestatten. Die Frau Postmeister, welche ihn sonst regelmäßig zu einer Tasse Kaffee einlud, war aber seitdem stets unsichtbar, sobald der sonst lebenswürdige Herr zu einer Revision erschien. Sie hat ihm das nie verziehen.

Das die Post benutzende Publikum war damals noch nicht so verwöhnt wie heute, denn nächst dem Cigarrenkasten-Fahrstuhl war auch der „Postschalter“ einzig in seiner Art. Der ganze Schalter war weiter nichts, als ein etwas erweitertes Ofenloch in der Wand. Die Oeffnung lag aber längst nicht mitten in der Wand, sondern sie führte gerade durch eine Zwischenmauer und schwenkte dann ähnlich wie bei einem Tunnel rechts ab ins Bureau. In weiser Ueberlegung hatte der Hersteller dieses Miniaturtunnels denselben genau so lang gemacht als den Arm eines erwachsenen Menschen und dann die Oeffnung, welche in's Bureau mündete, mit einem Blechdedel — die Bezeichnung „Thür“ wäre zu großartig gewählt — verschlossen. Kam nun Jemand, um einen Brief aufzuliefern oder um Marken zu kaufen, so hatte er zunächst seinen Arm bis an die Schulter in den Schalter-Tunnel zu stecken und an den Dedel zu pochen, wurde nicht geöffnet, so konnte er denselben zurückstoßen, worauf er mit laut polterndem Getöse ins Bureau kollerte und so den Postbe-

amten alarmirte. Diese postidyllische Einrichtung bezeichnete ein Plakat mit „Briefannahme.“

Die „Paketannahme“ reichte sich jener würdig zur Seite, indem der ganze Päckeschalter nur aus einem Loch in der Thür bestand, welches dadurch gewonnen war, daß man die mittlere Füllung herauschnitt, deren unteren Rand mit zwei eisernen Gelenkbändern versah, dieselben an der Thür befestigte und so eine Art Klappthür erhielt.

In diesem Zustande hatte Röder, der Postmeister, das damals noch mit „Postspedition“ bezeichnete Postamt übernommen. Zu Aenderungen und Verbesserungen, welche er gleich beantragte, wollte die vorgelegte Behörde kein Geld bewilligen, und da jene spärlich-primitiv-e Einrichtung dem Verkehr genigte, so blieb's beim Alten.

Die jetzige Generation, welche mittheilungsbereit auf die „gute alte Zeit“ blickt, hat keine Ahnung davon, mit welchen beschriebenen Mitteln und Einrichtungen man sich früher begnügte. Die so oft verhöhrte „gute alte Zeit“ mag weniger praktisch als die Neuzeit gewesen sein, gemüthlicher in der Gesellschaft und Familie war's in ihr entschieden.

Röder war, wie schon erwähnt, im Dienste ergraut und Vater von sechs unverorgten Kindern. War er als Mensch und Familienvater in jeder Beziehung ein Muster, so war er als Beamter ein Original. Streng und gewissenhaft in allen dienstlichen Dingen, hielt er sich stets getreu an den Wortlaut seiner Instruktionen und Verfügungen und erregte dabei, namentlich durch die Umständlichkeit, mit der er bei Erledigung der letzteren oft verfuhr, nicht selten große Heiterkeit bei seinen Vorgesetzten.

Erhielt er z. B. „von oben“ wegen eines in seinem Amte geschehenen Verfehls, z. B. bei der Beförderung eines Briefes z. eine schriftliche Auforderung zur Verantwortung mit der ein für allemal vorgegedruckten Bemerkung, „Das Postamt hat den schuldigen Beamten zu ermitteln und dessen Ausweis hier beizufügen,“ dann strich er, als der alleinige Beamte der Postspedition, eine Weile schmunzelnd mit den hageren Fingern durch seinen weißen Bart, setzte sich dann gemächlich an seinen Arbeitstisch und schrieb Folgendes unter den Text des Schreibens der hohen Behörde: „Dem Herrn Postspediteur Röder, als den schuldigen Beamten, zum Ausweis. Postspediteur Röder.“ Hierauf schrieb er Ort und Datum nieder, adressirte das Schreiben an die Postspedition zurück und ließ der Adresse die Aussage des „schuldigen Beamten folgen mit der gehorsamen Bitte um nachsichtige Beurtheilung des Verfehls. Danach schrieb er wieder in seiner Eigenschaft als Vorsteher der Postspedition nochmals Ort, Datum und die Adresse der vorgelegten Behörde nieder, um endlich mit einem kurzen Bericht zu seiner eigenen Aussage die Angelegenheit gemäß dem Wortlaut der Verfügung zu erledigen.

Wohl wußte er, daß man „oben“ über ihn lachte, aber es machte ihm Vergnügen, die Herren am „grünen Tisch“ auf den für sein Amt nicht passenden Vorwurf der Verfügung aufmerksam machen zu können.

Auch in anderen dienstlichen Angelegenheiten, z. B. bei Rücksendung solcher Brief- oder Drucksachenentwürfen, welche mit unvollständiger Adresse einliefen oder aus irgend einem anderen Grunde nicht an den Empfänger ausgehändigt werden konnten, verfuhr er in höchst origineller Weise. So lautete einmal die Adresse einer Drucksache: „An den Herrn Barbier N. N. in Bergkirchen.“ Nun erfreute sich aber der Ort zu der Zeit noch nicht des Bestehens eines solchen Antlitz- und Hauptverschönerers und so schrieb Röder ärgerlich kurz: „Hier giebt's keinen Barbier, indem Jeder sich das Maul selber putzt.“ Kam Briefe an mit dem seltenen Namen „Meyer“ und fehlte dabei der Vorname, so gingen sie mit nächster Post mit dem Vermerk: „Welcher von einigen Zwanzigen?“ wieder zurück.

Solche und viele andere Züge aus dem Leben Röders erzählen sich noch heute seine Kollegen. Trotz seines ersten Wesens und seiner pedantischen Gewissenhaftigkeit war er gleich wie sein ihm an Jahren fast gleichender „Postschirmeister“ der beliebteste Mann in dem Städtchen.

Durch den Fortgang seines ältesten Kindes in die weite Welt war Röder gleichsam ein Stück vom Herzen gerissen. Den ganzen Tag wiederholte er sich die Frage, ob er auch recht gethan habe, das unerfahrene Mädchen in die Fremde ziehen zu lassen. Nora war schön, die Männer würden ihr nicht gleichgültig begegnen, ein junges schönes und alleinstehendes Mädchen ist ja zu leicht der Gefahr ausgesetzt, von einem gewissenlosen Manne getäuscht und betrogen zu werden. Seine Bedenken, die ihn unausgesetzt quälten, äußerte er bei Tisch wiederholt gegen seine Frau, welche sich nicht minder um Nora grämte, aber nicht so leicht verzagte als ihr Mann.

„Nora ist kein Kind mehr,“ sagte sie zu ihrer

und ihres Mannes Beruhigung. „Sie weiß, was sie sich und ihren Eltern schuldig ist. Auch ich habe, noch jünger an Jahren als sie, zu fremden Leuten müssen. Weiß sie ihre Stellung in der Familie des reichen Petroleum-Fürsten so einzurichten, daß Alle ihr mit Achtung begegnen — und ich bin davon fest überzeugt — so kann's ihr Glück sein. Die deutschen Mädchen sind in Amerika gesucht; Nora bekommt soviel Salair, daß sie, wenn sie sparsam ist, in zehn Jahren ein kleines Vermögen erworben haben kann, mit dem sich hier oder in der größeren Stadt eine Privatschule oder Pension gründen läßt. An eine Heirath ist in unserer Mittellosigkeit nicht zu denken, umso mehr nicht, als sie selbst kein Verlangen nach einem Manne mehr gezeigt hat, seitdem der Mensch, dem Du in Deiner Kurzsichtigkeit ihre Hand versprochen, dahin geslüchtet ist, wohin sie alle gehen, wenn sie hier moralisch Schiffbruch gelitten haben.“

„Verschone mich, bitte, nur heute mit solchen spitzfindigen Reden, Clementine,“ entgegnete Röder mit einer abwehrenden Handbewegung. „Es ist nutzlos, jetzt noch darüber zu streiten ob ich recht handelte oder nicht. Ich wollte nur Noras Bestes, daß es anders kam, daran bin doch ich nicht schuld.“

„In einer Beziehung doch,“ versetzte Frau Clementine im herben Tone. „Du hättest mit dem Jawort warten sollen, bis der Mensch eine feste, sichere Stellung hatte, in der er einerseits eine Frau ernähren und andererseits nicht so leicht auf Abwege gerathen konnte, weil sie ihm den Verkehr mit ernstesten gesetzten Männern zur Pflicht machte.“

Röder wickelte ungeduldig seine Serviette zusammen und legte sie, obgleich er erst wenig gegessen, auf den Tisch. „Es ist sehr leicht, nach dem Fehlschlagen einer Hoffnung den Besserwissenden zu spielen. Gesteh' es doch, war Dir der Fritz Vormann so wie er war als Schwiegersohn nicht angenehm? Hast Du ihn nicht oft eingeladen und sein lebenswürdiges Wesen, seine feinen Umgangsformen gelobt?“

Frau Clementine zuckte mit den runden Schultern. „Das ist zwar richtig, aber das alles war kein Grund, ihn nolens volens auch als Schwiegersohn anzuerkennen. Man labet oft Menschen zu Tisch, zu denen wir unter keinen Umständen in ein verwandtschaftliches Verhältnis treten möchten. Wenn ich auch einen Subalternbeamten geheirathet habe, so bleibe ich doch immer die Tochter eines Gutsbesizers, zu der ein schlichter Post-Schirmeister nicht paßt; das hättest Du bedenken sollen.“

„Auch das ist nichts Neues, ich hab's zum Ueberdruß oft genug von Dir hören müssen,“ erwiderte Röder misguthig. „Ihr Frauen urtheilt nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Gefühl. Ich will die Vorzüge meines braven Vormann und diejenigen Deines verarmt verstorbenen Vaters nicht zusammen auf die Waagschale werfen, aus Rücksicht gegen Dich, verstehst Du, Clementine, und ich hoffe, Du wirst mir das danken. Ich habe nicht nach den Antecedentien und dem Vermögen Deines Vaters gefragt als ich Dir damals als gereifter Mann Herz und Hand anbot, ich habe nur um die hübsche Clementine Barnov geworben, um weiter nichts. Ich mache nicht die Kinder für die Handlungen ihrer Eltern oder umgekehrt verantwortlich. Ich sehe nur auf das Herz und nicht auf den Rock und die Stellung eines Menschen. Und nun genug davon. Laß uns lieber an unser Kind denken, Noras Gedanken werden heute immer bei uns weilen und ihr gutes weiches Herz wird mit Trauer erfüllt sein.“

Dieser Hinweis genügte, um Frau Clementinens Oppositionslust zu ersticken. Im Grunde genommen hatte ihr Mann ja auch recht, das gestand sie sich selbst ein; aber es lag in ihrem, durch ihres Mannes Rücksicht allmählich groß gezogenen rechtshaberischen Wesen, jenen für Alles verantwortlich zu machen. Dem Gespräch eine andere Wendung gebend, fragte sie: „Wann wird Nora voraussichtlich am Ziele sein?“

„In längstens zwölf Tagen“, antwortete Röder sitzend zum Fenster hinausblickend.

„So hätten wir erst in vier Wochen einen Brief von ihr zu erwarten . . . eine lange Zeit. Der Herr Pfarrer kommt wohl morgen Abend wieder zurück?“

„Ja, wenn keine Hindernisse seinen Reiseplan stören. Ich werde ihm diesen Freundschaftsdienst nie vergessen.“

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet und drei hübsche Knaben im Alter von elf bis vierzehn Jahren stürzten, die Schulbücher unter den Armen, ins Zimmer.

Röders Blick ruhte mit Stolz auf den frischen, von der winterlichen Luft gerötheten Gesichtern der Knaben, welche ihre Bücher ordnungsmäßig in eine Bücherbörte im Nebenzimmer packten und sich dann am Tische niederließen, um das einfache Mahl mit dem gesunden Appetit der Jugend einzunehmen. Auch die zweitälteste Tochter, Johanna, bei welcher der